

Berliner Spaziergang: Die Sonntagsserie in der Berliner Morgenpost. Unsere Autorin Elisalex Clary trifft Berliner, die in der Stadt etwas bewegen. Treffpunkt ist ihre Lieblingsecke. Heute: ein Spaziergang mit Schauspielerinnen Minh-Khai Phan-Thi

„Ich bin der rote Faden in meinem Leben“



Unsere Autorin Elisalex Clary im Gespräch mit Minh-Khai Phan-Thi

■ Von Elisalex Clary

Ihr Gesicht kennen wir, seit sie damals beim Musikfernsehen zum Teenie-Star wurde. Wir haben es nicht vergessen, obwohl sie vor fast einem Jahrzehnt bei Viva gekündigt hat und sich nicht in eine Schublade pressen ließ, sondern immer dort auftauchte, wo man sie am wenigsten vermutete: in einer Theatersendung, anspruchsvollen Krimis oder dem eigenen Dokumentarfilm.

Dass wir uns ihr Gesicht so viel leichter merken als ihren Namen, hat damit zu tun, dass sie mit ihren riesigen Augen, mit ihrer karamellfarbenen Haut und den glänzend schwarzen Haaren hübscher ist als viele andere. Es liegt vor allem daran, dass asiatische Gesichter im deutschen Fernsehen sehr, sehr selten sind.

Minh-Khai Phan-Thi, Tochter vietnamesischer Einwanderer, teilt ihren Vornamen mit einer kommunistischen Volksheldin aus dem Indochina-Krieg. Ihre Eltern hätten sie aber nicht nach dieser Geliebten Ho Chi Minhs benannt, sagt sie, sie hätten bloß den Namen gemocht: Minh-Khai bedeutet „aufgehende Sonne“. In Vietnam steht der Familien-eigentlich vor dem Eigennamen, aber Minh-Khai Phan-Thi hält es in dieser Hinsicht mit den Traditionen ihrer eigenen Heimat. Auch die Bindestriche sind dem Umstand geschuldet, dass sie vor 33 Jahren in Darmstadt und nicht in Saigon zur Welt gekommen ist: „So versteht jeder, was zusammengehört“, sagt sie und grinst.

Seit zehn Jahren von Stalker verfolgt

Wir haben uns in der Schlüterstraße getroffen, sie will um den Savignyplatz bummeln. Eigentlich lebt Phan-Thi mit ihrem Freund, einem Arzt, und ihrem zweijährigen Sohn Kalani in Mitte, aber seit gut zehn Jahren verfolgt sie ein Stalker, dem will sie nicht noch Tipps geben, wo er ihr auflauern kann. „Außerdem“, sagt sie, „bin ich keine Kiezgängerin.“ Sie hat noch nie verstanden, warum so viele Menschen in Berlin damit kokettieren, dass sie nie ihren Bezirk verlassen.

Beruflich hält sie genauso wenig von freiwilliger Selbstbeschränkung. Am Freitag hat sie auf dem Filmfest Hamburg einen neuen Film aus der viel gelobten ZDF-Reihe „Nachtschicht“ von Lars Becker vorgestellt. An der Seite von Armin Rohde spielt sie wieder Mimi Hu, die erste deutsch-vietnamesische Fernsehkommissarin. Heute Abend startet dann beim Bezahlfernsehen der 13th Street die von Krimis inspirierte Kochshow „Hell's Kitchen“, die sie gemeinsam mit dem Luxemburger Koch Damien Klein moderiert. Und am Donnerstag stellt sie ihr neues Buch „Zu Hause sein“ vor, in dem sie die Geschichte ihrer Familie und vom „Leben mit zwei Kulturen“ erzählt. „Der rote Faden“, sagt sie über ihre Karriere, „bin ich.“

Zu ihren Zeiten als exotische Viva-Maus war Minh-Khai Phan-Thi zwar leichter einzuordnen, aber sie hatte schon damals nicht

vor, ihr Leben lang Musikvideos anzusehen. Drei Jahre lang genoss sie, was wohl die meisten Mädchen Anfang 20 genossen hätten – Leute wie Lenny Kravitz oder Wyclef Jean, Harald Schmidt oder Til Schweiger zu treffen, mit ihnen zu plappern und zu feiern, um die Welt zu fliegen. Ende 1998 kündigte sie. „Festgepapptes Lächeln, hysterisches Präsentsein, madamig toupierte Haare – furchtbar fand ich mich“, hat sie wenig später einmal gesagt. Mittlerweile ist sie diplomatischer. „Es war eine tolle Zeit, ich bin viel herumgekommen, hab viel Geld verdient und viel gelernt.“

Das mit dem Lernen ist mehr als eine Floskel. Sie weiß noch heute ganz genau, wie sie schauen und lachen muss, damit die Menschen um sie herum auftauen. Sie ist schnell und oft witzig. Und selbst beim Spazieren gestikuliert sie so hingebungsvoll mit ihren schmalen, langfingrigen Händen, dass man ihr auch folgen könnte, wenn im Hintergrund das klingeltonverseuchte Programm ihres früheren Arbeitgebers lief. Aber Phan-Thi meint etwas anderes.

Sie sagt, dass sie bei Viva nicht nur einiges über die Kurzlebigkeit des Geschäfts gelernt habe, son-

dern auch recherchieren, Interviews führen und schneiden. Sie betrachtet diese Zeit heute als Ausbildung für ein Projekt, das sie sich schon vorgenommen hatte, bevor sie zum Fernsehen kam: Sie wollte zeigen, dass die Heimat ihrer Eltern mehr ist als ein Krieg. Zuerst kam jedoch die Krise. Die damals 25-Jährige war es nicht gewöhnt, dass das Telefon nicht mehr klingelte, die Fotografen seltener blitzten, sie auf die Frage „Was machst du denn jetzt?“ nach Antworten ringen musste. Phan-Thi wollte Schauspielerin werden, aber sie hatte wenig mehr vorzuweisen als einen kleinen Auftritt in Leander Haußmanns DDR-Film „Sonnenallee“ und ein paar Fernsehrollen.

„Hier habe ich oft gegessen und Texte gelernt“, sagt sie, als wir an den grün umrankten Bänken des Savignyplatzes vorbeilaufen. Am Anfang ihrer Schauspielkarriere wohnte sie noch in München, wenn sie in Berlin drehte, war sie oft in einem Apartment ganz in der Nähe untergebracht, erst 2000 zog sie richtig um. Vor allem aber machte ihr der Stempel zu schaffen, den man ihr aufgedrückt hatte. „Ich wollte nicht immer die Exotin sein“, sagt

sie. Es gibt nicht sehr viele Rollen für deutsche Schauspielerinnen mit asiatischem Aussehen, schon gar nicht, wenn sie keine Lust haben, mit ihren Rollen Klischees zu zementieren. „So ne klassische Verschleppte, die kein R sagen kann und möglichst viel kichert, wollte ich nie spielen.“ Rollen wie die junge Nonne im ZDF-Film „Die Novizin“ oder die Trendforscherin in Hans-Christoph Blumenbergs Mediensatire „Planet der Kannibalen“ interessierten sie deutlich mehr.

Bruch mit Asiatinnen-Klischees

Klassische Asiatinnen-Rollen nahm sie nur an, wenn sie die Klischees brechen durfte: Ihre Prostituierte in „Rette Deine Haut“ war selbstbewusst und clever, ihre Import-Gattin im „Tatort – Lastrumer Mischung“ krepelte ein ganzes Dorf um. Und die Kommissarin Mimi Hu in „Nachtschicht“ hat zwar Kampfsport-Erfahrung, aber sonst ist sie sehr unasiatich: Sie will keine Kinder, schon gar keine Großfamilie und ihren Vorgesetzten gibt sie dauernd Kontra. Wir sind schon auf dem Rückweg, als Phan-Thi einen jungen Mann mit farbespritzten Hosen aus einem Hauseingang kommen sieht. Sie

umarmt ihn, gratuliert ihm zum Umzug, dann laufen wir weiter. Manuel Cortez aus „Verliebt in Berlin“ sei das gewesen, sagt Phan-Thi: „Wir haben vor Kurzem den neuen „Nachtschicht“-Film zusammen gedreht.“

Zuletzt stand sie aber für die RTL-Serie „Post Mortem“ vor der Kamera, ab Januar wird sie als Gerichtsmedizinerin Dr. Yvonne Janus zu sehen sein, eine Expertin für ärztliche Kunstfehler. Dass sie vor allem in Krimis auftritt, ist kein Zufall. „Das Krimi-Genre ist am offensten“, sagt sie. „Die trauen sich mehr. Ich hätte mal fast eine Anwältin gespielt, aber daraus wurde leider nichts.“

Das Warten auf originelle Angebote hat ihr oft auch Zeit gegeben, sich anderen Dingen zuzuwenden. In der Zeit unmittelbar nach der Kündigung bei Viva trieb sie viel Sport und schrieb die ersten 120 Seiten eines Romans über eine Frauenfreundschaft und ihr langsames Ende. Er wartet immer noch in einer Schublade auf seine Fortsetzung, weil sie bald einen besseren Weg aus dem Loch fand, in das sie gerutscht war: Sie begann, sich intensiv mit ihren Wurzeln auseinanderzusetzen.

Phan-This Eltern kamen Ende der Sechziger aus dem südlichen Teil Vietnams nach Deutschland. Nicht etwa als Boatpeople oder in die DDR, das ist Minh-Khai Phan-Thi wichtig, sondern freiwillig, nach Hessen, um dort zu studieren: er Papiertechnik, sie Chemie. Sie sprachen vietnamesisch mit ihrer Tochter, aber im Gegensatz zu vielen ihrer eingewanderten Bekannten, die bei ihren Kindern vietnamesische Traditionen auf Biegen und Brechen durchsetzten, erzogen sie ihre Tochter liberal. Sie sagt: „Ich musste nie in einer Parallelwelt leben.“

Trotzdem glaubt sie, dass es viele Dinge gibt, die Migranten eine Identifikation mit Deutschland nicht gerade einfach machen: das schwierige Verhältnis, das die



FOTOS: MARTIN LEIBERMAN

Minh-Khai Phan-Thi: Wurde am 19. Februar 1974 in Darmstadt geboren. Nach dem Abitur begann sie 1994 als Moderatorin der Kindersendung „Hugo“ auf Kabel 1, wechselte 1995 zu Viva, moderierte 2004 bis 2006 die Theatersendung „Foyer“. Als Schauspielerin spielte sie in Kinofilmen wie „Sonnenallee“ (1998) oder „Planet der Kannibalen“ (2001) und TV-Filmen wie „Rette Deine Haut“ (2000).

Seit 2002 ermittelt sie in der ZDF-Krimi-Reihe „Nachtschicht“, 2007 kam die RTL-Serie „Post Mortem“ hinzu. Nachdem sie 2003 einen Dokumentarfilm über Vietnam gedreht hatte, schrieb sie das Buch „Zu Hause sein. Mein Leben in Deutschland und Vietnam“ (Diana Verlag, 17,95 Euro, 272 S.), das sie am Donnerstag (20 Uhr, Kalkscheune, Johannisstr. 12) vorstellt. Sie lebt in Berlin-Mitte.

Deutschen selbst zu ihrer Heimat haben, das Drohen mit Fragenkatalogen, die kaum ein Deutscher beantworten könnte, oder das komplizierte Einbürgerungsverfahren: „Kein Wunder, dass meine Cousins in den USA sich in allererster Linie als Amerikaner fühlen, die haben mit der Geburt die Staatsbürgerschaft bekommen.“

Manchmal stören sie auch einfach nur die Vorurteile, die in ungeschickten Formulierungen zum Vorschein kommen. Sie sagt, viele Menschen würden auf die Frage „Woher kommst du?“ „Darmstadt“ erst einmal nicht als Antwort akzeptieren. Sie empfindet das als verbalen Ausschluss von einer Gemeinschaft, als deren Teil sie sich versteht. Manchmal soll sie bei Podiumsdiskussionen die Vorzeigebürgerin geben. Dann sagt sie: „Leute, ich bin Inländerin. Und dass ich das immer wieder betonen muss, nervt gewaltig.“

Minh-Khai Phan-Thi wuchs mit weniger Benetton-Pullovern auf als ihre Klassenkameraden, sie wunderte sich manchmal, dass sie ihre Eltern mit „Bernd“ oder „Inge“ anredeten, aber sonst fühlte sie sich nicht anders. Mit 17 begann sie sogar, in Münchner Clubs als Go-go-Tänzerin aufzutreten.

„Das war noch nicht so billig wie heute“, sagt sie und lacht. „Ganz ohne Plateauschuhe und kurze Höschen, es war ne wirklich anspruchsvolle Show.“ Ihre Eltern hat sie zwar nie mitgenommen, aber sie wusste immer, dass sie stolz darauf waren, dass sie neben der Schule ihr eigenes Geld verdiente. „Meine Eltern haben mir erlaubt, meinen eigenen Weg zu gehen“, sagt Phan-Thi.

Anfangs fremd in Vietnam

Minh-Khai Phan-Thi war vier, als ihre Mutter zum ersten Mal mit ihr nach Vietnam flog. Sie fühlte sich anfangs fremd – die Hitze, die vielen unbekannt Menschen, all die Regeln, die sie nicht verstand – aber sie war schnell fasziniert. Je älter sie wurde, desto mehr schätzte sie das Leben, das ihre Verwandten in und um Saigon führten und das sie während ihrer Besuche mitlebte, als Ausgleich zu Deutschland – auch wenn es ein sehr einfaches Leben war. (Der Vater ihrer Mutter etwa, einst ein angesehenes Arzt, war nach Kriegsende aus Angst vor intellektuellenfeindlichkeit der anrückenden Kommunisten aufs Land geflüchtet, was die Familie in Armut stürzte.) Mit 20 trat Phan-Thi, die wie ihre Eltern und ein Teil der vietnamesischen Bevölkerung katholisch war, aus der Kirche aus und zum Buddhismus über – Ausdruck einer Sehnsucht nach Entschleunigung und Spiritualität, die sie als „ziemlich deutsch“ wertet.

Die Schattenseiten Vietnams wurden ihr erst so richtig bewusst, als sie 2003 ihren lang geplanten Dokumentarfilm „Mein Vietnam – Land und kein Krieg“ drehte. Sie wollte ein Land porträtieren, das auch jenseits seiner kriegerischen Geschichte mehr zu bieten hat als Strände, und sie merkte, dass dazu auch Zensur, Armut und unterdrückte Frauen gehören. Anhand ihrer eigenen Familie zeigt sie, wie seine Wunden verheilt sind, wo neue Konflikte aufbrechen, wie die Menschen in die Zukunft schauen.

Die Familiengeschichte hat sie fürs Erste abgehakt, die Familienplanung noch nicht ganz. „Ich will irgendwann ein zweites Kind“, sagt sie, als wir später im Café „Jules Vernes“ sitzen.

Beruflich will sie sich nicht auf ein einzelnes Ziel festlegen.

Sie sagt nur: „Ich bin ein Mensch, der nicht lange auf der faulen Haut liegen kann.“ Fleißig könnte man das auch nennen – und feststellen, dass es manchmal ganz einfach ist, deutsch und asiatisch zugleich zu sein.

